

Im Schatten des Doppeladlers

MÄRTYRER DER FREIHEIT IN WIEN

VON LUDWIG WAGNER

Kaiser und Humanist

Der Kaiser ist tot. Dumpf schlagen bei St. Stephan die Glocken an, sie reißen den ganzen metallischen Chor mit, von Maria am Gestade bis zur Minoritenkirche. Klagt Wien um den toten Maximilian, der, umgeben von Prälaten im wallenden Ornat, mit einem prunkvollen Gefolge adeliger Herren und bunter Reiter zum letzten Male in Wien eingezogen ist? Rings um den hohen Katafalk haben Hunderte von Wachlichtern wie spitze, flammende Pfeile die feierliche Dunkelheit der Domkirche durchstoßen, Klosterbrüder in schwarzen Kutten leiern lateinische Gebete, und Wolken von Weihrauch und Wohlgerüchen zwingen jeden, der in den Schatten der Kirche tritt, auf die Knie nieder — vor Gott und dem toten Kaiser.

Nur dürft ihr keine Trauer in Wien suchen. Was war Wien dem allmächtigen Kaiser, was konnte er den Wienern sein? Er hat die Stadt gemieden, er ließ ihre Petitionen unbeantwortet. Ihre Privilegien sind unter ihm verkümmert, Kaufleute und Zünfte jammern über die fürchterliche Not. Hat der Kaiser auf Maut und Zoll verzichtet, die fremden Kaufleute von Wien ferngehalten, die uralten Rechte der Hausgenossen und der Laubeherren geachtet und geschützt? All das nicht, aber dafür haben seine Regenten den Ämterkauf in Wien eingeführt. Der Bürgermeister ist bald nur mehr ein Werkzeug in den Händen kaiserlicher Beamter, Stadtrat wird man nicht mehr durch Wahl, sondern durch Bestechung. Wiens Autonomie, Wiens freie Stadtverfassung ist älter als die Habsburgerherrschaft in Österreich, in der Ratsstube in der Salvatorgasse steht die Truhe mit den verbrieften Rechten und Privilegien der Stadt, aber Maximilian hat sich recht wenig um Brief und Siegel gekümmert. Wie viele Kerben trägt Wien aus habsburgischen Kriegen! Im Herzogskrieg wurden die Vorstädte geplündert. Dann lag der Ungar dreieinhalb Jahre vor der Stadt; die Mauern hielten lange stand, aber der Hunger und der schwarze Tod verheerten die Stadt. Katzen wurden gejagt, ein Muth Korn stieg auf 72 Pfund Pfennig und die Armen nährten sich von Kleie und Baumrinde. Alles für Habsburg! Wer nach dem Krieg durch die Häuserviertel der Vorstädte, ja durch die Gassen Wiens strich, sah viele leerstehende Häuser. Draußen vor den Stadttoren war gut jedes zwanzigste Haus verlassen — nur der Gottesacker wurde zu klein.

Da sollten die Wiener um einen fremden Kaiser trauern?

„Sagt, Gevatter Hufschmied, habt Ihr den Dr. Martinus Capini gehört? Bei allen Heiligen, uns allen wurde ordentlich warm, als er im Hofe des Rathauses zu den Genannten sprach! Da kamen die kaiserlichen Regenten

schlecht weg: Wie sie gegen Brauch und Sitte gehandelt, die Stadt mit Steuern bedrückt, den Handwerker geschunden und die Fuggerischen unterstützt haben . . . Alle ihre Sünden hielt er ihnen vor. Und wir standen da, Bogner, Färber, Bäcker, ehrsame Männer aus allen Zünften, wir rissen den Mund und die Augen auf und es war uns, als wäre der Erzengel Michael selber mit flammendem Schwert zur Erde gefahren, um die Blutsauger aus Wien zu vertreiben. Dem kaiserlichen Regiment — rief der Hochgelehrte — sei die Stadt Wien weder Treue noch Gehorsam schuldig, darum müßten die Stände ihre Sach' selber führen und eigene Regenten wählen. Gott segne ihn für diese Rede, den Dr. Martinus, den Siebenbürger . . .“

Der Kaiser ist tot, noch hat Österreich keinen neuen Landesherrn erhalten, denn die habsburgischen Prinzen leben am Hof von Barcelona. Dort ist Spanisch die Umgangssprache, man denkt nur mehr in den Maßen einer katholischen Weltmonarchie, und dunkelhäutige Spanier, schlaue Kleriker, die ein feindlicher, volksfremder Fanatismus durchglüht, sind dort ihre Ratgeber, Österreich aber haben die Habsburger einer Handvoll Regenten ausgeliefert. Die Justiz war parteiisch, die Verwaltung bestechlich und unerträglich die Steuerlast. Da nahm der Gevatter Hufschmied, das Volk selbst, Wiens Schicksal in die Hand. Dreiundfünfzig Bürger werden in den äußeren Rat entsendet, sie zwingen den feigen, wankelmütigen Bürgermeister, Wiens Interessen mit Kraft zu vertreten. Im ständischen niederösterreichischen Landtag bilden die Wiener den Kern der Opposition, und die Rebellion siegt über die Loyalität: Der Landtag wählt ständische Regenten, er beschlagnahmt das kaiserliche Kammergut und stellt zu seinem Schutz ein ständisches Truppenkorps auf. Im Hofe des Landhauses triumphiert das Volk: Fort mit den kaiserlichen Blutsaugern! Alle Macht den ständischen Regenten!

Der Chronist schrieb das Jahr eintausendfünfhundertneunzehn. In Wien hatte sich eine unblutige Revolution vollzogen.

Österreich ist erwacht. Selbst der Landmarschall Caspar von Wolkersdorf steht zur neuen ständischen Regierung. Michael von Eiczing kommt in die Bürgerversammlung in den Hof des Wiener Rathauses und schwört unter dem Jubel des Volkes, die Herren und Ritter würden mit Leib und Leben das Recht der Stände, die Verfassung der Stadt Wien verteidigen. Aber die Seele der neuen Regierung ist der Siebenbürger. Wenn er im niederösterreichischen Landtag in wohlgesetzter Rede die nach Wie-

ner Neustadt geflüchteten kaiserlichen Regenten des Landesverrats zieht, dann horchen selbst die Kleriker auf und mancher fragt sich, ob die Beredsamkeit oder der Mut dieses Mannes mehr Bewunderung verdient. Da ist einmal einer von den gelehrten Herren, der nicht in der Studierstube bleibt! Welch eine glanzvolle Laufbahn war ihm an der Wiener Universität beschieden: Prokurator der ungarischen Nation, dreimal Dekan der juridischen Fakultät... Er war Stadtrichter von Wien und blieb es nur nicht, weil ihm die für kaiserliche Kreaturen unentbehrliche Anpassungsfähigkeit so ganz und gar fehlte. Den großen Bestechungsprozeß gegen den Bürgermeister Süß hat er mit der Leidenschaft eines Cicero und der Unbeugsamkeit eines Cato geführt und gewonnen. Jetzt überträgt ihm das Vertrauen seiner Mitbürger eine außerordentliche Mission: Eine Delegation der Stände wird nach Barcelona reisen, um den Hof für das ständische Regime zu gewinnen, Siebenbürger aber soll die Forderungen der Unzufriedenen vor dem habsburgischen Thronfolger vertreten.

Aufbruch von Wien. Reise nach Villach, nach Rom und Neapel. Vom Sturm nach Palermo verschlagen. So vergehen fünf Monate, ehe man den Boden Spaniens betritt und von dem habsburgischen Zepterträger in seine Residenz Malin de Re beschieden wird. Die kalten Augen des Großkanzlers Gattinara drücken Geringschätzung aus und der Mann dort unter golddurchwirktem Baldachin, der Spanier, der seine österreichischen Erblände kaum vom Hörensagen kennt, zieht schnell seine königliche Hand zurück; es wäre wohl zuviel Huld, diese östlichen Barbaren am Hofe der katholischen Weltmonarchie zum Handkuß zuzulassen...

Nur einer zuckt unter dieser Geringschätzung nicht zusammen. Der Siebenbürger — er weiß sie zu erwidern. Jetzt richtet er als Sprecher der Deputation sein Wort an den König: „Primum omnium...“ Erster von allen Bürgern! Ein Raunen durchbricht das spanische Zeremoniell. Seit wann darf es ein Mann von niederer Abkunft wagen, seine geheiligte spanische Majestät so formlos anzusprechen? Kein Fußfall, sparsame Verbeugungen und — Vorwürfe! Verwechselt der Siebenbürger den Thronsaal mit dem Landtag, die Steirer sind entsetzt und der Führer hat noch nicht zu Ende gesprochen, da sind bis auf die Niederösterreicher alle Delegierten von ihm abgerückt. Gattinara denkt an seine Folterkammern und die Boten des österreichischen Volkes werden höchst ungnädig entlassen.

Der Humanist hat vor dem Thron kein Verständnis gefunden. Was wiegt seine Gelehrsamkeit gegen das Erz kaiserlicher Armeen? Will er mit der Feder gegen Schwerter fechten? Oder sollen griechische Philosophen für ihn zeugen — die spanische Monarchie wird durch einen Wall von Scheiterhaufen geschützt, und selbst Sokrates müßte hier erst unter tausend Qualen seine Irrlehren widerrufen, ehe er den Schierlingsbecher trinken dürfte.

● Die ständische Regierung läßt indessen eigene Münzen prägen, sie besetzt erledigte Ämter mit ihren Vertrauensleuten und weigert sich entschieden, das Kammergut herauszugeben. Jede einzelne Maßnahme bedeutet unversöhnlichen Kampf, und da man in Klosterneuburg von den Ständen die Huldigung verlangt, erklären sie von neuem, daß sie zwar dem Landesfürsten, aber niemals seinen Regenten gehorchen würden. Die Stadt Wien aber wirft der kaiserlichen Partei den Fehdehandschuh hin:

sie wählt den Siebenbürger gegen des Kaisers Wunsch zum Bürgermeister. Ahnt der Dr. Martinus, was nun kommen wird? Kurz nach der Wahl trägt er mit zitternder Hand in sein Tagebuch ein: „Gott geb', ich sei es nicht, denn mein Verderben daran steht.“ Die Stände regieren in Österreich, aber Habsburg sinnt auf Rache!

Am 28. April 1521 überläßt Karl V. dem Erzherzog Ferdinand die österreichischen Erblände. Ein Spanier rückt mit seinen Ratgebern und Söldnern in Österreich ein. Die Fama eilt dem neuen Monarchen als Herold kommenden Unheils voraus: stolz und unnahbar, ehrsüchtig, eitel und kalt gegen fremdes Leid — so schildern ihn seine Bekannten. Und mit dem Habsburger kommt der blutgierige Salamanca ins Land. Spanier, landesfremde Hofschranzen, die nicht einmal die Sprache des Volkes verstanden, sollten nun in Österreich regieren. Die bestechlichen Regenten in Wiener Neustadt frohlockten, sie wurden von Ferdinand in den Freiherrnstand erhoben. Am Riesentor von St. Stephan aber prangte das landesfürstliche Mandat, das alle, die das ständische Regime unterstützt hatten, zum Gerichtstag nach Wiener Neustadt lud.

● Auf dem Hauptplatz von Wiener Neustadt stand die purpurbedeckte Tribüne. Dort hielt der Habsburger am 10. Juni 1522 Gericht. Mancher hochgeborene Herr widerrief hier seine Überzeugung und bat kniefällig um Verzeihung. Soder Landmarschall Caspar von Wolkersdorf, Der Siebenbürger aber schleuderte als Angeklagter seine letzte flammende Anklage gegen die kaiserlichen Regenten.

Vier Wochen später baute man am südöstlichen Ende des Hauptplatzes zu Wiener Neustadt ein niedriges Schafott. Dort starben am 9. August Michael von Eiczing und Johann von Puchheim, am 10. August Martin Siebenbürger. Zugleich mit dem Doktor Martinus starben fünf andere Wiener Bürger, meist Handwerker. Ihre Leichen wurden nach Wien gebracht, aber nicht in den Stephansdom. Man ließ sie über Nacht auf den Wagen im Kloster zu Sankt Laurenzen und verscharrte sie dann.

Aber an diesem Tage wurden in Wien viele Tränen vergossen. Tränen der Trauer und Tränen ohnmächtiger Verzweiflung.

Ein Apostel des Bauernkrieges

„Die Zeit ist gekommen, ihr Brüder in Christo, daß Gott der weltlichen Herren Schinden, Schaben, Stöcken, Blöcken, Zwingen, Dringen und andere Tyrannei nicht mehr leiden soll. Wer hat euch, ihr Fürsten, erlaubt, daß ihr mit den Armen und Dürftigen umgehen dürft wie Herodes mit den unschuldigen Kindern? Laßt uns darum Ordnung machen, ihr Brüder, nach Gottes Wort, und niemand soll fürder weder Zins noch Zehent noch Renten geben, noch seinem Oberen Gehorsam oder Untertänigkeit schuldig sein...“

Ein Prophet ist den Bauern und Handwerkern erstanden, von Nikolsburg her zieht Dr. Balthasar Hubmayr durch die Dörfer und Marktflecken Niederösterreichs. Die altgläubigen Prediger sperren ihm ihre Kanzeln und bleiben einsam in ihren steinernen Kirchen, wenn der neue Apostel auf irgendeiner Anhöhe die Bauern zu Predigt und Gebet versammelt. Da tauen die Herzen auf, da werden die stumpfsten Gemüter hell und rebellisch, denn Balthasar Hubmayr hat einen anderen Gott als der Dorfpfarrer; keinen, mit dem man lateinisch sprechen muß und der immer und immer wieder nur Demut und stilles Dulden

verlangt. Sein Gott flammt und lodert noch wie zu Moses' Zeiten im brennenden Dornbusch: Und doch möchte man diesen Gott küssen, so bäuerisch fühlt er sich an, wenn ihn Dr. Balthasars Predigerwort mitten unter die gläubige Gemeinde auf die Wiese zaubert:

„Wasser, Fische, Holz, Feld, Wein, Weide, Wildbret, Vögel sind nach der Schrift frei; denn wo steht es geschrieben, daß diese Dinge den Herren gehören?“

In solchen Augenblicken fühlt jeder, wie die steil gegen das Firmament emporgereckte Predigergestalt in hundert Augen erloschene Glut neu anfacht, und wenn er, um das Wort durch die Gebärde zu stützen, die Arme weit ausbreitet gegen den Fürstenwald hin — wer könnte in solchen beseligenden Minuten daran zweifeln, daß diese Hände das Wunder vollbringen werden, Herrenland in Bauernland zu verwandeln?

Um eine Waffe ist Balthasar Hubmayr reicher als die Propheten der Vorzeit. Was er denkt, wird in Lettern geschnitten und wandert aus der Druckerei der Wiedertäufer bis in die entfernten Gebirgstäler der österreichischen Erbländer. Von Hand zu Hand, von Mund zu Mund werden die zwölf Artikel der Bauernschaft weitergegeben, und in viele tausend wunde Herzen fällt der Samen des neuen Evangeliums.

Bald zucken Bauernrevolten empor. Rebellion gegen Robotdienste! Sie zerrt an den Glockensträngen, bis sie reißen, sie wirft die Schuldbücher auf den Scheiterhaufen und vertreibt die Ablaßhändler aus dem Gotteshaus. Im Jahre 1525 stehen zwölftausend aufständische Bauern zwischen Wiener Neustadt und Wien. Penzing vor den Toren von Wien wird Mittelpunkt der Wiedertäuferbewegung, und in Wien selbst finden Reformatoren den Weg auf die Kanzeln. Selbst die Stephanskirche hört gar wunderlich-neue Lehren: Eine fleißige Magd sei Gott wohlgefälliger als ein fauler Mönch... Es vergehen Monate, ehe der Bischof es wagen kann, den Prediger Jakob Peregrin gefangenzusetzen. Hat nicht sogar ein verheirateter Geistlicher vor kurzem in der Peterskirche das Zölibat und den Papst geschmäht? Kaum vermag der schwerfällige Koloß der alten Kirche den zahllosen Streichen auszuweichen, die von allen Seiten auf ihn niedersausen. Selbst im Herren- und Ritterstand zählen die Reformatoren sehr viele Anhänger, wie sollte da das Volk bei der alten Lehre gehalten werden? Dieses Volk, das den Druck der ganzen Gesellschaftspyramide auf seinen Schultern fühlt, wird von Hubmayrs Worten bis zur Ekstase angestachelt: „Es sei einer Landschaft zugelassen, der Obrigkeit das Schwert zu nehmen, wenn die Obrigkeit kindisch und töricht wäre, ja etwa nicht geschickt zu regieren!“ So schreitet die ewige Idee der Revolution im biblischen Gewand einher.

Der Obrigkeit das Schwert zu nehmen — da horchen auch die auf, denen das Gezänke der Theologen längst zuwider ist.

Was sagen die Pharisäer zu diesem Kleriker, der im Priesterkleid gegen die Kirche rebelliert? Schon als Balthasar Hubmayr noch der Prediger der kleinen Waldshuter Gemeinde war, sind sie gegen ihn Sturm gelaufen und der Hohepriester von Konstanz, Bischof Hugo, rief am lautesten nach der kaiserlichen Gewalt. Hatte der kühne Neuerer nicht gegen das Zinsnehmen, gegen den Zehent gepredigt, wer braucht da noch Beweise für seine Schuld? Und der Habsburger Ferdinand schickte seine Reiter gegen Waldshut, ließ 500 Bauern erschlagen und

jedem Überlebenden zwei Finger abschneiden. Diesem ersten Strafgericht ist der Führer der Wiedertäufer entgangen, nun ereilt ihn sein Schicksal. Gefangengenommen in der Festung Greifenstein, soll Balthasar Hubmayr seine religiösen und politischen „Irrlehren“ widerrufen, aber der widerspenstige Geist kann selbst im Kerker das Streiten und Disputieren nicht lassen, am hartnäckigsten verteidigt er die zwölf Artikel, die Menschenrechte des Bauernkrieges. Zuletzt liefert ihn das geistliche passauerische Gericht an den Habsburger aus. In klirrenden Ketten kommt der Apostel der Bauern nach Wien. Es war der Weg nach Golgatha.

Am 10. März 1528 schlichteten die Schinderknechte auf der Erdberger Heide das Holz zum Scheiterhaufen für Hubmayr. Viele Handwerker und Bauern waren herbeigeeilt, um dem angebeteten Mann das letzte Geleite zur Richtstatt zu geben. Der Erzherzog hatte seine Söldner, der von Rebellen gereinigte Wiener Stadtrat vornehme Bürger aufgeboten; unter dieser doppelten Bedeckung konnte der Henker das Bluturteil an Balthasar Hubmayr vollstrecken... Als ihm der Scherge den Bart mit Schwefel und Pulver einrieb, rief Hubmayr: O salz mich gut, salz mich gut!“ Dann, wie der Holzstoß aufflammte, schrie er: „O mein himmlischer Vater, o mein ewiger Gott.“ Und da Haare und Bart bereits Feuer fingen: „O Jesus, Jesus!“ Dies waren seine letzten Worte, dann schlugen die Flammen um Balthasar Hubmayr zusammen. Drei Tage später wurde Hubmayrs Frau mit einem Stein um den Hals in die Donau gestürzt. Ein Schuhmacher und ein Bauer aus Penzing starben als Wiedertäufer den Märtyrertod für ihre Überzeugung.

Jakobiner in Wien

Das Volk läuft zusammen, der grüne Schurz der Zünftler taucht neben den rund geschnittenen Tressenröcken zopftragender Erzpatrioten auf, schwarze Kutten neben den gezierten Siebröcken der Weiber. Fährt der junge Kaiser Franz zum Gebet für seine in Belgien kämpfenden Truppen in die Stephanskirche, ist ein Virtuose der Kanzel aus fernem Land nach Wien gekommen oder gar ein Schüler des allmächtigen Cagliostro? Vor dem Riesentor zu St. Stephan werden die Neugierigen zu einem wilden, durcheinanderwogenden Knäuel geballt. He, Nachbar, gebt gefälligst Euren werten Kopf weg und erst recht Euren vermaledeiten Dreispitz oder meint Ihr gar, nur Ihr allein dürft den Aufruf da lesen...

„Bürger! Es ist eine Aufforderung. Sollten wir nicht unsere Mitbürger in Frankreich rächen und hier alle Jakobiner umbringen? Am Franziskanerplatz Nr. 950 ist so ein Klub.“

Ein Gespenst geht um in Europa. Der Habsburger und der König von Preußen, der Papst und Neapel, englische Aristokraten und deutsche Duodezfürsten, aufgeklärte Despoten und schlaue Jesuiten — alle eint das Bündnis gegen den Todfeind, der in Paris für Blaublütler die Guillotine eingeführt hat. Der Feind heißt nicht Danton, nicht Marat oder Robespierre, es ist die revolutionäre Dreieinigkeit der Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit, und wenn auch Paris, die Hauptstadt der Revolution, recht weit ist, ein Gluthauch dieser Leidenschaft, die Bürger über Nacht in Soldaten verwandelt und mit diesen Bürgerregimentern die gedrillten Armeekorps aller europäischen Monarchen durch halb Europa jagen wird, ist um 1793 auch in deutschen Landen zu spüren. Frei-

heitsbäume tragen die verhaßten dreifarbigen Wimpel, Spottlieder wagen sich aus dem Dunst der Schenken auf die Gasse, und wer freiheitlich fühlt, legt den gepuderten Zopf ab und läßt sich — damals Symbol des Rebellen­tums —, einen Vollbart wachsen. Für oder wider die Re­volutionsmänner in Paris — es gibt in diesen Jahren keine dritte Losung, und selbst Mozart fällt bei den Erz­patrioten in Ungnade, weil er in seiner „Zauberflöte“ (wenn auch allegorisch verhüllt) die Französische Revo­lution verherrlicht hat. Die Papagenos fühlen sich ge­troffen.

„Sollen wir nicht unsere Mitbürger in Frankreich rächen?“ Die Entfernung Paris—Wien genügt reichlich, um die Strenge der gefährdeten Revolution nach ewigen reak­tionären Rezepten in Kannibalismus und Sadismus umzu­fälschen. „... und hier alle Jakobiner umbringen?“ Alle Jakobiner, das heißt in der Sprache der Kaiserstreuen: die Aufklärer, Freimaurer, Philosophen und alle die anderen neuerungssüchtigen Elemente. „Am Franziskanerplatz ist so ein Klub!“ Hört ihr's, Nachbarn: Jakobiner, Sendlinge Dantons und Robespierres, weilen in Wien und bereiten hier den Umsturz vor! Darum arbeitet man also Tag und Nacht an den Mauern und Festungswerken, und die scharfe Kontrolle bei den Stadttoren soll wohl verhin­dern, daß die Pestilenz aus Paris weiterhin in die fried­liche Kaiserstadt eingeschleppt wird.

Jakobiner in Wien! Schon sehen angstschlotternde Pa­trioten neben der Stephanskirche die drohende Silhouette der Guillotine.

In der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August 1794 läßt die Polizeihofstelle die „Jakobiner“ aus den Betten holen. Die Wiener kamen beim Lesen all der angesehenen Namen nicht aus dem Staunen heraus: Platzoberleutnant Franz von Hebenstreit. Baron Freiherr von Riedel, ein ehemaliger Lehrer des Kaisers. Der kaiserliche Rat Franz Gotthardy. Der Direktor der Tierärztlichen Hochschule Gottlieb Walstein. Der Magistratsrat Josef Prandstätter. Der junge Graf Hohenwart...

Was wirft man ihnen vor? Der adelige Offizier Heben­streit hat nach dem Tod Ludwig XVI. ein Lied verfaßt, in dem das „Kaiserkind“ Franz getadelt wird, weil er die Franzosen bekriegt, die ihn „nichts angengen“. Dieses Lied klingt in einen Kampf Ruf gegen die Aristokratie aus:

Drum schlagt's d' Hundslaut tot,
nit langsam, wie die Franzosen;
sonst machen's enk no tausend Noth,
's ist nimmer auf sie z' losen.

Für dieses Lied und für den Verdacht, den polnischen Aufständischen eine Höllenmaschine geliefert zu haben, lautet das Urteil: auf Degradation und Tod durch den Strang. Kaum vermag das alte Schottentor alle Neugierigen, die der Hinrichtung beiwohnen wollen, aus der Stadt zu lassen. Unter dem Galgen warf der Scharfrichter dem Oberleutnant Hebenstreit den zerbrochenen Degen vor die Füße... Ein anderer „Jakobiner“, der k. k. Hofkriegs­ratsbeamte Gillofski war vor der Habsburgerjustiz in den Tod geflüchtet. Man fand ihn in seiner Zelle erhängt und übergab den Leichnam — dem Henker. Drei Tage lang hing der Tote auf des Kaisers Befehl am Galgen und die Patrioten warfen mit Kot und Steinen nach ihm.

Kaiser und Henker sorgten nun recht ausgiebig für pa­triotische Volksbelustigungen. Von allen Seiten strömt

der kaisertreue Pöbel auf dem Hohen Markt zusammen. Denn hier steht der Pranger, die Schandbühne der k. k. Justiz. Der Magistratsrat Prandstätter wird für drei Tage dem Gespött überantwortet, dann wirft man ihn auf dreißig Jahre in den Kerker. Sein Verbrechen hat die Habsburgerjustiz folgendermaßen umschrieben: Prand­stätter hat, „anstatt das Glück einer sanften Regierung zu erkennen, sich vielmehr zu boshaften Menschen ge­sellt“. Dieselbe „sanfte“ Regierung, der gleiche von ver­logenen Geschichtsschreibern verklärte Kaiser Franz haben andere „Jakobiner“ für dreißig, ja für sechzig Jahre ins Gefängnis gesteckt, weil sie es gewagt hatten, „für das Wohl der französischen Nation ein Sträußchen in der Brühl zu pflanzen und sich das Eipeldauerlied vorsingen zu lassen“.

Den Richter Martinolli, dem die Jakobiner von Wien aus­geliefert waren, hatte der Vorgänger des Kaisers Franz wegen Dienstverletzungen enthoben — er war die rich­tige Kreatur, um diesen Prozeß zu führen, der selbst für das Rechtsbewußtsein von 1795 eine Ungeheuerlichkeit war. Hatte man doch die Todesstrafe eigens für den Jako­binerprozeß, und zwar erst nach der Verhaftung der Opfer, wieder eingeführt. — „Sollen wir nicht unsere Mit­bürger in Frankreich rächen und alle Jakobiner umbrin­gen?“

Wohin ist aller Respekt vor der Aufklärung gekommen, wo bleiben auch nur die toleranten Grundsätze des Josefi­nismus? Die Aristokratie sieht als die Frucht der neuen Philosophie Barrikaden emporsteigen, und die Ideen der Aufklärung übersiedeln aus den Salons in den Konvent, der gute Kaiser Franz aber liest mit beifälligem Schmun­zeln in einem Rapport der Polizeihofstelle, daß Denken und Wissenschaft die eigentlichen Feinde des nationalen Glücks und der bürgerlichen Ordnung seien, und daß man — im Interesse der Gutgesinnten — „für die gegenwärtige Epoche anpassende Zensurvorschriften“ erlassen müsse.

Die „Jakobiner“ sind tot oder lebendig begraben, den Freimaurern wird jede Zusammenkunft beinahe unmöglich gemacht, „geheime Botschafter“ spitzeln in allen Volks­kreisen herum — der schwarzgelbe Schrecken lastet auf Wien. Und um das Eipeldauerlied aus der Erinnerung des Volkes zu verdrängen, erhält der Musikgraf Dietrichstein den Auftrag, eine „Volkshymne“ zu schreiben.

So entstand in den Zeiten der schlimmsten Despotie das schwarzgelbe „Gott erhalte“.

Die letzten Stunden einer Revolution

In der Türmerstube von St. Stephan liegen vier Fernrohre auf der Lauer. Unermüdlich wachen sie über jede Bewe­gung der kaiserlichen Truppen und streifen als scharf­sichtige, verlässliche Kundschafter das ganze Kampf­gelände von der Simmeringer Heide bis zu den Donau­auen ab. Vier Fernrohre — vier Augen des bedrängten Wien, die erwartungsvoll auf das weite Land rings um die Mauern und Tore der rebellischen Residenz gerichtet sind. Rückt noch nicht der Freund heran, der im kühnen Stoß Wien aus seiner Umklammerung befreit? Die Augen sagen nein, und wie oft auch der Verteidiger Wiens, der pensionierte kaiserliche Oberleutnant Messenhauser, das Fernrohr ungeduldig hin und her dreht, er sieht nur die biwakierenden Kroaten des Jellacic, die Wallmoden­Kürassiere, das Grenadierbataillon Ferari. Jenseits der Wälle und Gräben und Barrikaden wehen nur schwarz-

gelbe Fahnen. Dafür herrscht diesseits der Mauern noch die großdeutsche Trikolore. Vom Turm wallt sie nieder: schwarzrotgolden. Aus allen Dachlücken, von gotischen Kirchen und Barockpalästen — die Fahne der deutschen Einheit! Ahnt Messenhauser, daß die meisten Bürger in einem Winkel des Dachbodens schon die schwarzgelben Fahnen bereit halten? Laßt nur die Kürassiere hereinkommen und ihr sollt die ererbte Gesinnungslosigkeit dieses Bürgertums kennenlernen! Bis zur letzten Minute haben sich die reaktionären Spießer im Gemein-

derat gegen die Bewaffnung der Vorstädte gewehrt. Seit dem Sturm auf das Zeughaus fürchten sie die bewaffneten

Handwerker und Lohnarbeiter hundertmal mehr als den Windischgrätz; nur mit äußerster Energie konnte den Bürgern vom Grund die Aufstellung einer Mobilgarde aus Arbeitern, Gesellen und Handwerkern abgerungen werden. Das ist freilich keine Truppe, mit der man bei Paraden Staat machen könnte: Von der Kopfbedeckung bis zu den Füßen ist keiner dem anderen gleich. Sie

tragen Sommerhüte, die einmal neu waren, Stürmer, Hauben, rote Jakobinermützen, abgetragene Zylinder. Ihre Stiefel sind alt und zerfetzt, sogar Bloßfüßige sind unter ihnen. Handwerksgesellen rücken mit ledernem Schurzfell aus, da ist einer in Hemdärmeln und neben ihm ein hochaufgeschossener Tischlergehilfe, der in einer viel zu weiten, um seine Gelenke schlotternden Uniform aus dem Zeughaus steckt. Sie sind mit Gewehren und Rad-schloßbüchsen bewaffnet, tragen Messer, Dolche und Pistolen im Gürtel, und das einzige, was alle haben, ist eine rote Feder oder ein rotes Band an der Kopfbedeckung. Aber wie haben sich diese Mobilgarden geschlagen! Da sind viele darunter, die seit dreimal vierundzwanzig Stunden im Dienst stehen, habt ihr einen von ihnen murren gehört? Sie können weder die Proklamationen lesen, die nun an jedem zweiten Haus kleben, noch wohlgesetzte Reden halten, aber an der Taborlinie, in der Freudenau, an der Mariahilfer und Lerchenfelder Linie vergießen sie ihr Blut für die Freiheit. Heil den Sansculotten von Wien!

Das war ein heißer Tag für die Verteidiger Wiens. Im Augarten wurde beinahe um jeden Baum gekämpft, die gewaltige Sternbarrikade am Ende der Jägerzeile hat allen feindlichen Angriffen getrotzt. Zwei Stunden lang hielt das Universitätskorps die Dampfmühle am Donaukanal, ein Regen von brennenden Pechkränzen ging über die Mühle nieder, aber die tapferen Legionäre kämpften

in Qualm und Hitze weiter, bis der letzte Schuß Munition verbraucht war.

Traurig wandert das Fernrohr rings um die Stadt: Fünfhaus, Sechshaus, Rustendorf, Brauhirschgrund, Neulerchenfeld — überall mörderische Salven, Reiterattacken, Rauch und Flammen. Die Khevenhüllersche Infanterie hat in opferreichem Kleinkrieg den Schmelzer Friedhof gestürmt, die Gräber sind aufgewühlt, die Kreuze zerschossen, und den Märtyrern dieses furchtbaren Tages leuchtet rings um die Stadt ein flammender Kranz von

Totenfeuern. Brand „Am Schüttel“, die Franzensallee lodert, eine Zuckerfabrik sendet hohe Feuerfarben gegen den Himmel, Holzplätze verschlingt die

Feuersbrunst. Die Sophienbrücke, zu deren Verteidigern auch Robert Blum gehörte, wird schließlich in Brand gesteckt und ihre Ketten sprühen und glühen in der Dämmerung. Brandraketen rasen über die Donau. Neunundfünfzig Bataillone und sechsundsechzig Eskadronen stehen bereit, Wien zu erwürgen. Zweihundertneunzehn Ge-



Die Erschießung Messenhausers

Nach einer zeitgenössischen Lithographie

schütze speien Tod und Feuer. Im Auftrag — Ferdinands des „Gütigen“.

Wien hat nur mehr 43 Zentner Pulver, die Reihen der Legionäre und Mobilgarden sind bedenklich gelichtet. Man sollte Pulver herstellen, sollte neue Barrikaden bauen, eine hinter der anderen, man sollte alle Männer an die Barrikaden stellen. Der Studentenausschuß tagt, der Gemeinderat ist versammelt.

Messenhauser steigt immer wieder auf den Turm. Dort oben warten und spähen noch immer die Augen von Wien: Ist kein Freund in Sicht? Kudlich wollte die Bauern mobilisieren. Wo bleiben die Ungarn? Von Fernrohr zu Fernrohr. In der Türmerstube immer herum. Dann zieht er eine Zeitungsfahne aus der Tasche: den Schluß seiner Novelle „Lichtenthal und Alservorstadt“. Die Fabrikantenstochter, die erfährt, daß ihr Bräutigam, ein Deutschmeisterkorporal, zum Tode verurteilt wurde, schickt ihm Gift in die Armensünderzelle und vergiftet sich dann selbst... Messenhauser sieht noch einmal durchs Fernrohr. Dort ist das Leithagebirge, und dahinter liegt Ungarn, ein Strich am Horizont, nicht mehr... Da fühlt er plötzlich, daß er nicht mehr lange zu leben hat und mit langsamen, schweren Schritten steigt er im Halbdunkel des Turmes die vielen steinernen Stufen der Wendeltreppe hinunter. Am Fuß des Turmes steht ein Wachtposten der Akademischen Legion, mit weißer Pelerine, breitkrempigen Sturmhut und einem schwarzrotgoldenen Band um die Brust.